Die „kleine Herzogin".

Von J. Cassirer.

In das große Waarenhaus, in dem Walter an der Casse angestellt war, war vor kurzem eine schlanke junge Dame eingetreten, die ihr schwarzes Kleid mit solcher Anmuth und ihr kleines Köpfchen mit solcher Würde trug, daß Walter sie in seinen Gedanken nicht anders als „die kleine Herzogin" nannte. Mit Wohlgefallen ruhte sein Blick auf ihrer schönen Gestalt, und wenn es ihm von den vielen Ziffern und Zahlen im Kopfe ganz wirr wurde, fand er Beruhigung, wenn er ihren graziösen Bewegungen zusehen konnte. Und es wollte ihm garnicht einleuchten, daß ein Kunde Bedenken tragen konnte, Seide und Satin zu kaufen, wenn sie mit einem überzeugenden Lächeln auf die Vorzüge der Waare aufmerksam machte, und mit ihren zarten, kleinen Fingern den Glanz und die Stärke der Stoffe demonstrirte. Gewiß, es gab schönere Mädchen im Laden und auch Mädchen, die eine bessere Figur und ein schöneres Gesicht hatten, aber für den Herrn an der Casse konnten es deren sämmtliche Reize nicht mit der Anmuth aufnehmen, die ihm „die kleine Herzogin" so liebenswerth machte.

Denn natürlich liebte er sie. Sie war noch keine zwei Monate da und vielleicht erst ein halbdutzendmal hatte er im Ganzen mit ihr gesprochen. Ein paar Mal an der Thür beim Nachhausegehen — allgemeine Bemerkungen über das Wetter —, dann einige Mal ihre Cassenzettel betreffend, die sie ändern mußte, zu welchem Zwecke sie an sein Pult getreten war, und einmal hatte er auch das große Glück gehabt, ihr Taschentuch, das sie hatte fallen lassen, aufheben und es ihr wieder erstatten zu dürfen. Und diese Gelegenheit hatte er wahrgenommen, ihr in sehr ergebenen, aber nichts destoweniger recht glühenden Worten seine Liebe zu erklären. Als Antwort sah sie ihn mit ihren großen, dunklen Augen verwundert an, bemühte sich umsonst, ein Lächeln zu verbergen, und antwortete mit einem „Danke bestens", das dem Taschentuche galt, und einem „Nein", das der Liebe galt.

Und dennoch hatte er sie geküßt, und das war für sein bedrücktes Gemüth später Trost und Erhebung. Gerade auf den süßen, rosenrothen Mund, der ihm so entschieden ein „nein" zugerufen hatte, hatte er sie geküßt, dann aber hatte ihn seine Kühnheit verlassen, und er war weggelaufen und hatte sich im Packraum hinter den schützenden Kisten versteckt.

Seitdem waren fast vierzehn Tage vergangen; nicht ein einziges Mal hatte sie seit der Zeit mit ihm gesprochen, und gerade heut fühlte er sich sehr niedergeschlagen.

Es war am Vormittag sehr viel zu thun gewesen, und kaum eine Minute hatte er Zeit gefunden, von seiner Arbeit aufzusehen. Als er endlich einen Blick in den Laden werfen konnte, sah er, wie sie gerade eine Kundin bediente, ein Mädchen, das ebenso nett gekleidet war und ebensolche blonde Haare wie sie selber. Das war etwa gegen zehn gewesen; gegen Mittag schickte sie ihm durch ein Lehrmädchen ein Briefchen, das an ihn adressirt war und die Bemerkung „privat" trug. Bei dessen Anblick hüpfte ihm sein Herz vor Freude. Trotz der Kunden, die an der Casse warteten, öffnete er das Briefchen und las immer wieder die wenigen Zeilen: „Wollen Sie so gütig sein und heute Mittag auf mich warten? Bitte thun Sie das, wenn Sie irgend können! Ich habe großen Kummer, und Sie sagten doch einst, Sie liebten mich." Unwillkürlich mußte er auf den Platz, den die „kleine Herzogin" einzunehmen pflegte, seine Blicke richten. Ihr blasses Aussehen fiel ihm auf, und es entging ihm nicht, daß sie am ganzen Körper zitterte. Auch ihre Augen waren umschleiert, und es wollte ihm scheinen, als ob in denselben Thränen ständen.

Als zu Tisch geläutet wurde, kam er selbstverständlich ihrer Aufforderung nach. Sie erwartete ihn bereits; sie sah immer noch blaß aus und schien immer noch ängstlich und sehr aufgeregt.

„Wir wollen lieber in den Park gehen, es ist da stiller," meinte er. Und als sie die wenigen Schritte bis dahin zurückgelegt hatten, fuhr er fort: „Empfangen Sie meinen besten Dank, Fräulein Else."

„Wofür?" fragte das Mädchen erstaunt. Sie wagte es kaum, ihre Augen zu seinem vor Freude strahlenden Gesicht aufzuschlagen.

„Nun, dafür, daß Sie Ihren Kummer mit mit theilen wollen, daß Sie mich gebeten haben, zu kommen. Das werde ich Ihnen nie vergessen. Und jetzt erzählen Sie mir, bitte, was Ihr Herz bedrückt."

Sie setzten sich auf eine Bank, und sie ließ ihrem Thränen freien Lauf. Der junge Mann wußte nicht, was er davon halten sollte. In abgerissenen Worten, durch viele Thränen und Seufzer unterbrochen, machte sie schließlich ihrem Herzen doch Luft, und es war in der That ein schweres Leid, das ihr Inneres erfüllte. Sie und ihre Schwester hätten zu gern einen gewissen Ball besucht und sich zu dieser Festlichkeit neue Kleider aus weicher, weißer Liberty-Seide, wie sie sie täglich an glücklichere Kundinnen verkaufte, machen lassen. Sie hatten aber leider kein Geld, und da waren die beiden Mädchen auf einen Plan verfallen, der zwar nicht bös gemeint war, aber doch recht bedenklicher Natur erschien. Die Schwester kam an das Seidenlager, kaufte dort dreißig Meter Seide und zahlte dafür nur fünfzehn Mark statt des regulären Preises, der fünfundsiebzig Mark betragen hätte.

„Das war auf Rechnung. Ich wollte nur wie andere Kundinnen auch einmal den Credit der Firma in Anspruch nehmen," meinte die „kleine Herzogin," mit einer stolzen Bewegung des Kopfes. „Nächsten Sonnabend wollte ich für einen vermeintlichen Kunden einen Cassenzettel ausschreiben und die sechzig Mark Ihnen zur Casse schicken. Sie glauben doch etwa nicht, daß ich im Stande wäre, die Firma auch nur um einen Pfennig zu betrügen?"

„O nein," rief der junge Mann hastig, „das ist ja ganz in Ordnung."

„Damit ist die Sache aber noch nicht zu Ende." Das Mädchen fing an, abermals zu weinen, und jetzt noch heftiger als vorher. „Ich hatte aber auch kein Geld, die Kleider machen zu lassen, und das Unglück wollte es, daß meine nächste Kundin mir den Kaufpreis aushändigte, um ihn an der Casse zu zahlen. Ihre Rechnung betrug fünfzig Mark; ich schickte aber nur zehn Mark zur Casse, da ich gern die geborgte Summe auf hundert Mark erhöhen wollte. Denn ich sagte mir, wenn ich schon einmal Credit in Anspruch nehme, dann muß er auch genügend sein. Sie können's mir glauben, lieber Herr Walter, ich würde lieber sterben, als die hundert Mark stehlen."

„Gewiß, gewiß, ich glaub's gern," stimmte der junge Mann bei. Ihm war es klar, daß die Sache viel schlimmer lag, als er im ersten Augenblick angenommen hatte. Er machte sich aber für jetzt nicht viel Kopfzerbrechen darüber, sondern sehnte sich danach, sie in seine Arme zu schließen und ihr die Thränen wegzuküssen.

„Und dann kam jener entsetzliche Herr Schubert, sah sich meinen Block an und nahm ihn mit; er wollte ihn nach der Buchhalterei schicken, und jetzt stimmen die Summen auf dem Controllblatte nicht mit den Zetteln, die ich zur Kasse geschickt habe. Ich hatte nicht mehr Zeit, die Zahlen zu ändern, und wenn heute Abend die Zettel verglichen werden, wird alles herauskommen, und ich komme in Schimpf und Schande. Ach, ich bin so furchtbar unglücklich," und von neuem fing sie heftig zu weinen an.

Er küßte sie —, dieses Mal aber im Ernst, und zwar auf den Mund, auf ihre Wangen, auf ihr Haar und auf ihre thränenfeuchten Augen. Er würde sie vielleicht noch immer geküßt haben, wenn nicht zufällig ein Parkaufseher vorübergegangen wäre, dessen vielsagendes Lächeln ihnen nicht entging und sie an die rauhe Wirklichkeit erinnerte. Schweigend saßen sie jetzt nebeneinander da, bis es zwei Uhr schlug. Dann begaben sie sich in größter Eile nach dem Geschäft zurück.

„Aengstige Dich weiter nicht, ich werde alles in Ordnung bringen," rief er ihr zum Abschied noch zu. Mit einem Lächeln dankte sie ihm, und erleichtert aufathmend begab sie sich an ihren Stand.

Diesen Nachmittag that er etwas, was er bisher für unmöglich gehalten hatte. Er nahm eine sehr geschickte Aenderung in seinen Büchern vor, so daß das Fehlen der hundert Mark nicht bemerkt werden konnte. Dabei nahm er sich vor, morgen hundert Mark von seinen Ersparnissen mitzubringen, und diese dann in die Casse zu legen. Die „kleine Herzogin" würde somit seine Schuldnerin sein und keine Gefahr mehr laufen. Aber, ach, das Morgen!

Kaum hatte er am folgenden Tage seinen Sitz an der Casse eingenommen, noch hatte Else nicht die Veilchen, die er ihr mitgebracht hatte, an ihren Busen befestigt, als er neben sich ein paar Worte äußern hörte, aus denen es ihm allmälig zum Bewußtsein kam, daß — es konnte das ja nur ein Traum sein, — er wegen Fälschungen in seinen Büchern verhaftet sei. Er erfuhr, daß bereits seit einiger Zeit Unregelmäßigkeiten in den Büchern bemerkt worden seien, und daß, um der Sache auf den Grund zu kommen, ein Geheimpolizist im Kontor thätig gewesen wäre. Gestern Abend glaubte dieser nun endlich eine Spur entdeckt zu haben, und es gelang ihm, die Chefs zu überzeugen, daß kein anderer als Walter der Missethäter sein könne.

Der junge Mann wurde leichenblaß und zitterte an allen Gliedern, denn er gab sich keiner Täuschung hin, daß der Schein jetzt sehr gegen ihn sprechen mußte. Den Namen der kleinen Herzogin konnte und mochte er nicht mit hineinziehen, und wenn er es auch gethan hätte, so hätte es ihm weiter nichts genützt. Die Thatsache, daß er sein Cassenbuch gefälscht hatte, stand doch mal fest, und hätte er erzählt, daß er das des Mädchens wegen gethan hatte, wären nur statt eines zwei Schuldige gewesen, und die kleine Herzogin wäre wohl auch verhaftet worden. Die kleine Herzogin im Gefängniß! Ihn schauderte es bei diesem Gedanken! Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, dann warf er einen sehnsüchtigen Blick nach dem Seidenlager, und festen Schrittes ging er sodann in Begleitung des Geheimpolizisten nach dem Privatkontor.

„Ich habe gestern hundert Mark aus der Casse genommen, sie heute wieder zurückgebracht. Bei dem allmächtigen Gotte schwöre ich Ihnen, Herr Prinzipal, daß ich niemals auch nur einen Pfennig von Ihrem Gelde veruntreut habe."

Mit bebender Stimme hatte er diese Worte hervorgebracht, und an dem Funkeln seiner Augen konnte man ersehen, in welcher Aufregung er sich befand.

„Und weswegen thaten sie das, Walter?" fragte der Chef und sah ihn dabei ungläubig an.

„Aus furchtbarer Noth. Ach, glauben Sie mir, Herr Prinzipal, ich habe Ihnen drei Jahre lang so treu gedient und jederzeit die Interessen des Geschäftes so wahrgenommen, wie das nur irgend wer konnte. Ich flehe Sie inständigst an, meine Herren, vernichten Sie wegen dieses einen Fehltrittes nicht mein ganzes Leben, denn ich habe Sie nicht geschädigt. Gestern habe ich mir nur die hundert Mark geliehen, und schon heute habe ich sie wieder zurückgebracht."

„Sie behaupten also, daß die Noth Sie dazu veranlaßt hat?

Walter überlegte kurze Zeit und erwiderte sodann: „Das kann ich doch wohl nicht gut sagen."

Die Inhaber und Prokuristen der Firma, die inzwischen sämmtlich herbeigerufen worden waren, gaben in lauten Worten ihre Empörung über das mißbrauchte Vertrauen Ausdruck und erklärten offen, daß sie seiner Darstellung keinen Glauben schenkten. Die Unterschlagungen beliefen sich im ganzen auf fast tausend Mark, und er wollte nur die hundert Mark, die man auch bei ihm gefunden hatte, einräumen. Natürlich konnte nur er und kein anderer der Schuldige sein, und im Interesse des Geschäftes lag es, ein Beispiel zu statuiren. So mußte denn Walter durch das ganze ausgedehnte Geschäftslokal neben dem Geheimpolizisten gehen; sein Haupt trug er zwar hoch erhoben, sein Gesicht war aber kreideweiß, und seine Knie schlotterten. In seinem ganzen Leben glaubte er die Blicke voller Mitleid, Neugier und Verachtung, die ihm dabei zugeworfen wurden, nicht vergessen zu können. Als er bei dem Seidenlager vorbeikam, daß die kleine Herzogin gerade ein großes Stück rosenrothes Satin ab, das unter ihren Händen wie die kostbarste Seide erschien. Auch sie war sehr blaß, und sie warf ihm einen bittenden Blick zu, den er wohl verstanden hatte. Mit einem leichten Nicken des Kopfes schritt er an ihr vorüber und zum Laden hinaus.

Bei der Gerichtsverhandlung wurde er zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt, und allgemein glaubte man, daß das für einen so groben Vertrauensbruch eine sehr milde Strafe wäre. Auch die kleine Herzogin, die während dieser Zeit sehr angegriffen aussah, hatte den Bericht über die Gerichtsverhandlung in der Zeitung mit größtem Interesse verfolgt, und eine Centnerlast fiel ihr vom Herzen, als sie las, daß im Laufe der Verhandlung ihr Name nicht erwähnt wurde. Walter schrieb ihr sodann einen langen, zärtlichen Brief und bat sie, ihm treu zu bleiben, bis er aus dem Gefängnisse herauskäme. Dann wollten sie sich verheirathen und in eine andere Stadt ziehen, in der man von dieser Geschichte nichts wußte.

Dem Verdienste seine Kronen.

Von J. v. Troll-Borostyani.

Er stand wie eine Bildsäule — schreckgelähmt. Der Bahnzug, der ihn nach Wien bringen sollte, um rechtzeitig zur Hochzeit seines Vetters einzutreffen, fuhr, schadenfroh pustend und fauchend, zur Station hinaus in dem Augenblick, als Ludwig athemlos, schweißüberrieselt auf dem Perron angestürmt kam. Lächelnd musterte der vom Bahnsteig her auf das Amtsgebäude zuschreitende Stationschef die Gestalt seines Freundes, der in tadellosem Frackanzug, über dem der helle, schiefeingetnöpfte Ueberzieher krumme Falten warf, in grenzenloser Bestürzung dem hinter dem entschwindenden Zuge sich langsam auflösenden Rauchstreifen nachblickte.

„Zug versäumt, was?" fragte er. „Recht fatal so etwas, zumal da der nächste erst Abends fünf Uhr fünfzig Minuten hier abgeht."

Ludwig blickte seinem Freunde verstört ins Angesicht.

„Schrecklich!" seufzte er. „Um sechs Uhr findet die Trauung statt."

„Du hättest eben nicht zu spät kommen sollen."

„Als ob es meine Schuld wäre!" rief Ludwig außer sich. „Der verdammte Kerl, der Schneider, hat mir den Frack erst in diesem Augenblick geschickt."

„Na, Dein Vetter wird nun ohne Deine Assistenz heirathen."

„Ach, wenn es nur das wäre!" Tiefaufathmend wischte sich Ludwig den Schweiß von der Stirn. „Aber Du weißt ja ... Ich liebe Hanna und hoffte, daß bei dem frohen Feste ..."

„Ach, Du meinst, die Hochzeit ihrer Schwester werde die Sehnsucht ihrer eigenen baldigen Verheirathung in ihr wecken, und da könnte Dir ein Anderer bei der schönen Bankierstochter zuvorkommen und die gute Gelegenheit beim Schopfe fassen."

Ludwig verfärbte sich. Dann aber sich fassend: „O nein, das nicht. Ich glaube, daß Hanna mein Geständniß erwartet."

Der Stationschef blickte, sich den Bart streichend, nachdenklich vor sich hin. Dann plötzlich:

„Sag 'mal, mein Junge, hast Du Courage? So kann Dir geholfen werden." Und als Ludwig ihn zweifelnd anschaute: „Es ist eigentlich nicht in der Ordnung. Aber was thut man nicht Alles für einen Freund in Liebesnöthen! In zehn Minuten trifft der Separatzug des Czaren, der, wie Du weißt, zum Besuche unseres Kaisers erwartet wird, ein, und hält sich drei Minuten hier auf. Du schwingst Dich auf die Lokomotive und fährst mit. Den Zugführer werde ich verständigen, daß er Dir keine Schwierigkeiten bereite. Bei der Ankunft in Wien sorge aber dafür, daß Dich vom kaiserlichen Gefolge Niemand sieht. Wenn man von Deiner unbefugten Fahrt etwas erführe, könnte es für uns Beide böse Früchte tragen."

Eine Viertelstunde später fuhr Ludwig dem ersehnten Ziele zu. Wie im Fluge sauste er dahin, und ehe er es für möglich hielt, tauchte der grüne Dunsttreis der Millionenstadt vor seinem Auge auf. Noch wenige Minuten, und der Zug dampfte unter der glasgedeckten Kuppel des Bahnhofs ein.

Eingedenk der Mahnung, hielt Ludwig sich hinter dem breiten Rücken des Zugführers versteckt. So sah er nichts vom festlichen Empfang des Czaren als ein Gewimmel schwarzer Fräcke und goldgestickter Uniformen.

Wie erschrak er aber, als er plötzlich den Blick eines Polizeicommissärs scharf auf sich gerichtet sah! Ein Zittern durchflog seine Glieder, kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Wie hatten er und sein Freund der allgemeinen Angst vor Anarchisten und des Aufgebots an Polizeimacht vergessen können, mit welcher die Regierung den russischen Monarchen zu seinem Schutze umgeben ließ! Er wagte nicht aufzuschauen. Wie festgeschmiedet stand er auf seinem Posten. Da war es ihm plötzlich, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen. Es war aber nur der Zugführer, der seine Schulter berührt hatte.

„Ich gehe jetzt," sagte dieser zu ihm. „Sie werden gut thun, sich mir anzuschließen."

Einen scheuen Blick um sich werfend, sah Ludwig, daß die hohen Herrschaften die Halle verlassen hatten und das Gefolge sich langsam entfernte. Vorsichtig kletterte er von der Maschine herab, um im nächsten Augenblick voll Entsetzen einen russischen General zu bemerken, der, von der Suite seines Herrschers sich trennend, geradewegs auf ihn zuschritt. Jetzt stand er auch schon vor ihm und richtete salutirend das Wort an ihn:

„Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr? Ich finde ihn unter den den Zug Seiner Majestät begleitenden Herren nicht verzeichnet."

Ludwig's Herzschlag stockte. Seinen verstörten Blick vom General zum Polizeibeamten, der ein paar Schritte abseits stand und von diesem zurück zu jenem sendend, kam es stotternd über seine Lippen:

„Ludwig Held."

Der Officier blickte ihn verwundert an. Dann fragte er weiter:

„Charakter?"

„Regierungssekretär."

„Danke bestens."

Der General klappte das Notizbuch, in das er Ludwig's Angaben eingetragen hatte, zu, salutirte wieder und entfernte sich. Ganz betäubt schaute Ludwig ihm nach. Da wandte sich der Polizeicommissär auf ihn zu.

„Pardon, Herr Sekretär. Darf ich fragen, in welcher Eigenschaft Sie dem Zugspersonal des russischen Kaisers beigestellt waren?"

Ludwig schwindelte es. „So, jetzt winkt mir gar das Polizeigefängniß!" schwirrte es durch sein Hirn, während er erwiderte:

„Zum Zugspersonal gehörte ich wohl eigentlich nicht."

„Ich weiß. Da es aber außer dem Personal Niemandem gestattet war, den Hofzug zu besteigen, bitte ich, mir zu sagen, mit wessen Erlaubniß Sie die Fahrt mitgemacht haben."

Ludwig athmete schwer. „Das möchte ich lieber nicht sagen," lispelte er. „Nehmen Sie an, ich that es auf eigene Verantwortung."

„So? Und da hat der Zugführer Sie ruhig mitfahren lassen?" entgegnete der Commissär scharf. „Nun, die Sache wird sich bald aufklären." Darauf grüßte er steif und ging.

Ludwig wankte dem Ausgang zu. Auf dem Bahnhofplatz warf er sich in einen Fiaker und fuhr in die Wohnung des Bräutigams, der, noch mit seiner Toilette beschäftigt, die an einen Kohlenbrenner gemahnende Person seines Vetters mit weit aufgerissenen Augen anstarrte.

„Mensch, wie siehst Du aus?!" rief er entsetzt.

„Wie Einer, der, um bei Deiner Hochzeit nicht zu fehlen, sich den Teufel auf den Hals gehetzt hat," versuchte Ludwig zu scherzen. „Später sollst Du Alles erfahren. Jetzt aber bitte ich Dich um Wasser, Seife und Bürste, um wieder ein menschliches Aussehen zu bekommen."

Die Wandlung, die er erzielte, betraf aber nur sein Aeußeres. In seinem Innern blieb es dunkel, wie vorhin. Erst im Festsaal, als die rauschenden Orchesterklänge eines Straußschen Walzers an sein Ohr schlugen, löste sich allmählich die Schreckstarre von seiner Seele. Und als er Hanna im beflügelten Tanzschritt in seinen Armen hielt, schwoll die Sehnsucht seines Herzens hoch und höher und stürmisch drängte sich die entscheidende Frage auf seine Lippen.

In einer vom grünen Gerankte üppiger Blattpflanzen zu einer lauschigen Laube umgewandelten Fensternische sprach er sie aus. Und als ein Händedruck, ein leises, süßes Wort ihm Erhörung schenkte und dann vom Munde des Vaters der Geliebten das beglückende „Ja!" ihm entgegenklang, da war es ihm, als vermöchte er das Uebermaß von Seligkeit nicht zu fassen, nicht zu tragen. Angst- und sorgenerfüllt hatte er das Haus betreten — als Glücklichster aller Sterblichen sollte er es verlassen!

Es sollte anders kommen ....

Als Ludwig, in trautes Geflüster mit Hanna vertieft, an der blumengeschmückten Tafel saß, klang plötzlich die heitere Stimme seines Cousins zu ihm herüber:

„Heda, Vetter Ludwig! Du bist mir ja noch die Lösung des schwarzen Räthsels schuldig!" Und zu den Anderen gewendet, erzählte er, wie Ludwig, ganz verstört und von Ruß und Kohlenstaub geschwärzt, zu ihm gekommen war.

Ludwig lachte fröhlich auf. So hochgemuth war seine Stimmung, daß sein Abenteuer ihn jetzt höchlich belustigte. Die feierliche Haltung des Generals, die graditätische Inquisitorenmiene des Polizeibeamten und seine eigene heillose Angst voll heiterster Laune verspottend, gab er die Episode zum Besten. Wie erstaunte er aber, als er, im Kreise umherblickend, nichts als ernste, verlegene Mienen sah, in denen sich der Ausdruck peinlichster Bestürzung malte. Selbst Hanna streifte ihn mit einem erschrockenen Blick und schaute dann ängstlich zu ihrem, mit gerunzelten Brauen vor sich hinstarrenden Vater hinüber.

In diesem Augenblick riefen, das unbehagliche Schweigen unterbrechend, lockende Geigentöne die Gesellschaft in den Tanzsaal zurück. Ludwig sprang auf, um Hanna seinen Arm zu reichen. Aber schon glitt sie, von ihrem anderen Tischnachbarn geführt, in die Reihen der Tanzenden.

Aufs tiefste verletzt, von neuen sorgenvollen Gedanken erfüllt, schaute Ludwig, am Thürpfosten lehnend, in das wogende Reigengewühl. Da stand plötzlich die kleine, korpulente Gestalt des Bankiers vor ihm.

„Auf ein Wort, wenn ich bitten darf!"

Mechanisch folgte er ihm in das Rauchzimmer.

Eine kurzer Pause verstrich, dann nahm der Bankier das Wort:

„Sie haben sich um die Hand meiner Tochter beworben. Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß ich mich gezwungen sehe, in Folge des fatalen Ereignisses, das Sie soeben erzählt haben, meine Zusage zurückzunehmen. Verzeihen Sie — aber Sie haben sehr unvorsichtig gehandelt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie sich durch den schweren Verstoß, den Sie sich zu Schulden kommen ließen, ihre Laufbahn als Regierungsbeamter verscherzt haben. Mein väterliches Gewissen verbietet mir aber, das Lebensglück meines Kindes einem so leichtsinnigen jungen Manne anzuvertrauen."

Bleich bis in die Lippen, hatte Ludwig sich erhoben.

„Dann will ich nur wünschen", antwortete er nach Fassung ringend, „daß der Mann, dem Sie die Zukunft Ihrer Tochter anvertrauen werden, sie so glücklich machen werde, wie dies der heiligste Zweck meines Lebens geworden wäre."

Eine kalte Verbeugung, und festen Schrittes verließ er das Zimmer und das Haus. Als er nach kurzem, unruhigem Schlaf in seinem Hotelzimmer erwachte, fühlte er sich wie ein Schiffbrüchiger, der all' seine Lieben, sein Hab und Gut im Sturm verloren. Empörung und Verzweiflung wühlten in seinem Herzen. Dabei kam ihm sein Mißgeschick so grenzenlos lächerlich vor. Unmöglich konnte er Hanna's Liebe einer solchen Lappalie wegen verloren haben! Er hatte vier Tage Urlaub. Sie wußte es und würde sicher diese Zeit benutzen, um ihm ein beruhigendes Wort zukommen zu lassen. An diese Hoffnung klammerte er sich wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm. Schon war der letzte Tag seines Urlaubs herangerückt. Abends mußte er heimfahren.

Da wurden ihm früh Morgens von dem ihm das Frühstück servirenden Kellner zwei Brief überbracht, der eine war von Hanna. Zitternd vor Erregung, löste er das Couvert und las:

„Geliebter!

Erst heute gelingt es mir, meine argwöhnische Bewachung zu täuschen, um Dir zu sagen, daß ich nicht aufgehört habe, Dich zu lieben. Der Tag wird kommen, an dem ich majorenn werde. Bis dahin — Geduld und Muth!

Ewig Dein — Hanna."

Thränen jauchzender Seligkeit näßten Ludwig's Augen. Er bedeckte das Blatt mit zahllosen Küssen und wurde nicht müde, es immer wieder zu lesen.

Da bemerkte er endlich wieder den zweiten Brief, in dem er sofort ein amtliches Schreiben erkannte. Es enthielt seine Vorladung zum Eisenbahnminister für heute Vormittag elf Uhr.

„Die Stunde der Entscheidung!" seufzte er. „Gar zum Minister bin ich beschieden. Wie sich die Herren inkommodiren, um mir den Hals zu brechen!"

Da fiel ihm ein, daß der Minister mit seinem Vater befreundet gewesen. Freilich konnte ihm dies wenig nützen. Doch komme, was da wolle, in Hanna's Brief trug er einen Talisman auf dem Herzen, der es vor Verzweiflung schützte.

Er sah auf die Uhr und setzte sich zum Frühstück, das ihm viel besser schmeckte, als er es dem kritischen Augenblick angemessen erachtete. Dann machte er sorgsame Toilette. Der Sturz vom tarpejischen Felsen sollte ihn in würdiger Gewandung ereilen. Knapp vor Elf trat er in das Wartezimmer Sr. Excellenz. Er fand sogleich Einlaß.

„Ich erwarte Sie schon voll Ungeduld", nahm der Minister, ihm mit einer Handbewegung einen Sitz anweisend, das Wort. Und als Ludwig ihn fragend anblickte: „Ach, Sie wissen den Grund Ihrer Vorladung noch nicht! Es handelt sich um das Personal, das wir zur Begleitung des dem Kaiser von Rußland zur Disposition gestellten Separatzuges bestimmt hatten."

Ludwig fühlte einen Kälteschauer über seine Wirbelsäule rieseln. Und es war doch so behaglich warm im Zimmer.

„Wie es bei solchen Anlässen schon üblich, wurden die Herren vom Czaren mit Ordensverleihungen ausgezeichnet, deren Uebermittlung mir übertragen ist."

Ludwig unterdrückte einen Seufzer. Machte sich der Minister ein Vergnügen daraus, ihm vorzuhalten, daß Andere für ihre Fahrt auf jenem Zuge Orden erhielten, während er...?

„Ja, und nun erklären Sie mir, mein Lieber, wie, um Himmelswillen, kommen denn Sie zum Nikolaus-Orden? Ich verstehe nicht. Auf der Liste steht Ihr Name mit dem Vermerk Ihres auszuzeichnenden Verdienstes, daß Sie, zur besonderen Sicherung der Reise Sr. Majestät, die Fahrt auf der Lokomotive mitgemacht haben."

Mit einem leisen Schrei sprang Ludwig von seinem Platz empor.

„Excellenz — — das ist... O, wer so etwas hätte denken können!" Und er erzählte Alles.

Da fing der Minister zu lachen an. Und so gewaltig lachte er, daß an seiner über des Leibes Rundung sich wölbenden Weste ein Knopf absprang und die Beamten im Nebenzimmer die Ohren spitzten und einander mit größter Verwunderung anschauten. Denn solches Lachen Sr. Excellenz hatten sie noch nie gehört.

„Wie schade, daß Ihr Vater, mein lieber, guter, alter Freund, das nicht erlebt hat!" rief, endlich zu Worte kommend, der Minister. Dann aber, Ludwig den in einem zierlichen, sammtgefütterten Lederetui ruhenden, blitzenden Ordensstern überreichend, sprach er feierlich:

„Dem Verdienste seine Kronen! — — Und nun rasch zu Ihrer Flamme! Ich wette, daß ihr gestrenger Papa ein Einsehen haben wird."

Der Bankier hatte ein Einsehen.

Lachend und schluchzend zugleich flog Hanna in Ludwig's Arme. Als aber die hochgehenden Wogen der allzu plötzlichen Freude sich mählig gesänftigt hatten, faßte sie ihn mit ihren zarten, rosigen Fingerspitzen am Ohrläppchen, und ihre vollen Lippen zu einem reizend spitzbübischen Lächeln verziehend, flüsterte auch sie ganz leise in sein Ohr:

„Dem Verdienste seine Kronen!"

Ein Ehestandsbrief.

Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich wurde einst von ihrer Lieblingstochter, der Prinzessin Albrecht von Sachsen, um Rath gebeten, wie sie sich ihrem Manne gegenüber zu verhalten habe, um sich dessen Liebe und Achtung immer zu bewahren. Die Antwort, die vor etwa 150 Jahren geschrieben wurde, enthält des Wahren und Schönen so viel, daß sie auch heute noch von jeder Frau beherzigt zu werden verdient. Die kaiserliche Mutter schreibt:

„Meine liebe Tochter! Du willst, daß ich Dir über Deine Lage einen Rath gebe. Es gibt viel Bücher, welche diesen Gegenstand behandeln, ich will nicht wiederholen, was diese sagen. Du weißt, daß wir Frauen unseren Männern unterworfen sind; daß unser einziges Bestreben sein soll, dem Gatten zu dienen, ihm nützlich zu sein, ihn zu unserem besten Freunde zu machen. Du kennst Deinen Mann. Du hast alle Ursache, zu hoffen, glücklich zu werden! Ich will Dich besonders darauf aufmerksam machen, daß Du in der zärtlichen Liebe für Deinen Mann nicht in ein Uebermaß geräthst, das ihm zur Last fallen könnte; nichts ist so delikat als diese Klippe; die zärtlichsten und tugendhaftesten Frauen scheitern daran. Je mehr Du Deinem Manne Freiheit läßt, indem Du am wenigsten zarte Aufmerksamkeit verlangst, desto liebenswerther wirst Du ihm sein. Trachte darnach, ihn zu unterhalten, zu beschäftigen, daß er sich nirgends besser befinde, als eben bei Dir! Um Dir sein ganzes Vertrauen zu erwerben, mußt Du sorgen, es durch Benehmen, Deine Diskretion zu verdienen! — Laß niemals den geringsten Verdacht in Deinem Herzen Eingang finden; je mehr Du Deinem Gatten Vertrauen und Freiheit schenkst, desto anhänglicher wird er Dir sein! Alles Glück der Ehe besteht in beständiger Rücksichtnahme der Gatten gegeneinander. Die thörichte Liebe vergeht bald; aber man muß sich achten, sich gegenseitig ergänzen und nützlich sein. Ich habe Dich hie und da eifersüchtig bei Deinen Freundinnen gesehen, hüte Dich ja davor bei Deinem Manne; das würde Dir Deinen braven Gatten nur entfremden! — Nicht einmal scherzen sollst Du über diesen Punkt; vom Scherzen kommt es zu Vorwürfen. Alle Ehen würden glücklich sein, wenn man sich so benehmen würde; und glaube mir, meine gute Tochter, es hängt so viel, unendlich viel von der Frau ab sie soll die rechte Mitte inne halten, die Achtung und das Vertrauen ihres Mannes gewinnen; sie soll dasselbe nie mißbrauchen, weder damit prunken noch befehlen wollen. Habe keine Vertraute, das soll Dein Mann allein sein. Ich will nicht einmal eine Ausnahme für mich machen, um Dich nicht an vertraute Mittheilungen zu gewöhnen.

Haben Worte des Unfriedens Dir den Tag getrübt, so laß die Sonne nicht darüber untergehen, suche vor Abend den richtigen Einklang wieder, damit die Disharmonie nicht in den nächsten Morgen übergehe!

Dies ist der Rath Deiner treuen Mutter Maria Theresia."

— Einfaches Mittel. Dienstmädchen: „Sehen S' gnä' Herr, die Frau schickt mich fort, und Sie wissen doch auch, daß sie Unrecht hat." Herr: „Ja! ja! Aber was soll ich denn um des Himmelswillen da thun?" Dienstmädchen: „D' Frau entlassen!"

— Unerwartete Zustimmung. Kantippe: Du kommst schon wieder vom Frühschoppen — ich möchte aus der Haut fahren! Ehemann: Dagegen hätt' ich meinerseits nicht das geringste einzuwenden!

S'ist eine ja, die um Dich weint!

Von Geiso Tacchi.

S' ist Eine ja, die nur für Deine Freuden,
Die nur für Dich auf Erden schafft und lebt,
Und deren Herz für Dich in allen Stunden
In ewig gleicher Liebe sorgt und bebt.
Nur für Dich schafft, und für Dich müht und banget,
Und gerne mag für Dich das Aergste leiden,
Wenn Deine stolze, weiße Stirne nur
Des Schicksals herbe Sorgenzeichen meiden.
Und wenn Du einstmals gehst, und Dich die Welt
Lieblos vergißt, die es so treu gemeint,
Dann bleibt Dir doch auf Erden noch ein Herz —
Dann ist noch Eine hier, die um Dich weint!—

Mme. Melba in ihrer Heimath.

Nach Berichten aus Melbourne ist die australische Nachtigall Mme. Nelly Melba kürzlich dort feierlich eingetroffen. In der Heimath der Diva herrschte große Freude und Aufregung über ihren Besuch, und der Andrang zu den fünf Concerten, die sie dort gab, war ein außerordentlicher, und ein kleines Vermögen von 7000 Guineen war bereits im Voraus für Sitze gezahlt worden. Die Gouvernements von Neusüdwales und Victoria stellten der Sängerin Luxus-Wagen zur Verfügung. Lord Tennyson empfing die Künstlerin bei sich und veranstaltete ihr zu Ehren ein Souper, und so gestaltete sich ihr Aufenthalt in der Heimath zu einem wahren Triumphzug. Dieser Aufenthalt in der Stadt, aus deren Namen sie sich den ihrigen — denn Madame Melba führte ursprünglich den Namen Mitchell — zurechtzimmerte, wird sie voraussichtlich ihr Londoner Heim auf der Great-Cumberland-Place nicht vergessen lassen, allwo es, wenn man ihren zahlreichen Bewunderern Glauben schenken darf, an fürstlichem Luxus nicht mangeln soll. Der große Salon, in dem die Diva ihren Verehrern Audienzen ertheilt, soll die getreue Copie eines der Säle des Versailler Schlosses sein und einen Kostenaufwand erfordert haben, wie sie ihn nur eine Künstlerin, die über Coloraturen und Einnahmen im Stile jener der Melba verfügt, leisten kann. Und das in ihrem Schlafgemach — natürlich auf einer Estrade — stehende Bett, dessen Himmel alte Brabanter Spitzen bilden, hat sich, so wird „authentisch" berichtet, bereits im Besitze des Grand dauphin, des Sohnes Ludwigs des Vierzehnten befunden. Diese Lagerstätte dürfte allerdings nicht nach dem Geschmack jener Leute sein, die 191jährigen Betten aus verschiedenen Gründen wenig Sympathie entgegenbringen. Wenn wir noch hinzufügen, daß das Badezimmer der Künstlerin von ihrem Schlafzimmer durch bewegliche Glaswände getrennt ist, ferner, daß alle in diesem Raume befindlichen Toilettenutensilien aus hellem Schildplatt, mit diamantbesätem „M" verfertigt sind, und daß das Material der ihr Ankleidezimmer zierenden Toilettengegenstände aus gehämmertem Gold besteht, zwischen denen silberne Waschbecken und Waschkrüge aus altem S